

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 37 (1911)
Heft: 7

Artikel: Lied eines deutschen Theologie-Professores
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-443649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

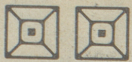
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Sprache ist in der Regel dazu da, um die Gedanken zu verbergen, besonders in Fällen, wo man die Höflichkeit als ein Feigenblatt der Verschämtheit oder Bescheidenheit so quasi vor den Mund nehmen muß, wenn man auch in vielen Fällen am liebsten mit einem gebiegenen Kernfluch dazwischen fahren möchte; es wäre dieses — nicht das Fluchen — allerdings eine übertünchte Grobheit, welcher man sich in fast allen Fällen recht befleißigen sollte, bei der Höflichkeit braucht es weiter keiner besonderen Tünche.

Wie oft kommt es vor, daß man staunend hören muß, wie überaus geduldig sich ein Großteil der Menschen gibt, von denen man fest überzeugt ist, daß es im Innern dieser Leute ganz anders tönt, als sie sich nach Außen zeigen oder hören lassen.

Manchem Einsichtsvollen wird es zuweilen ganz sonderbar zu Mute, wenn er mit nichtsagender Höflichkeit und gleichender Freundlichkeit von Personen begrüßt wird, von denen er überzeugt ist, daß diese ihm lieber einige Strafen vorher ausgewichen wären, nur um mit ihm keinen Gruß wechseln zu müssen. In solchen Fällen wäre es oft ganz amüsant, die Gedanken des Einen oder Andern erraten zu können. Wir wollen versuchen, solche Innengespräche auf die konventionellen Anreden (in Klammern) wiederzugeben.

Bei einem lästigen Besuche heißt es z. B. gewöhnlich am Schluß:

„Ach, warum wollen Sie denn schon gehen? Bitte, bleiben Sie doch noch, so jung kommen wir doch nicht mehr zusammen. Also wenn es doch sein muß, lassen Sie sich bald wieder sehen!“

(„Gottlob und Dank! Wenn der langweilige Kerl noch länger dageblieben wäre, ich hätte aus der Haut fahren müssen; Na, hoffentlich steigt er mir so bald nicht wieder auf die Bude, jedenfalls bin ich dann für ihn nicht zu Hause!“)

Auf der Straße:

„Ach, Sie wünschen Feuer? Mit dem größten Vergnügen, mein Herr!“

(„Donnerwetter, jetzt muß ich da wegen dem Tropf seinen Stinkadornes-Stumpfen die schöne Wsche von meiner Savanna abstreifen.“)

Hinter einer Dame beim Tramauffstieg:

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein!“

Zürcher Hermadand.

Es ward — was jetzt ist unbesritten —
In un'rer heil'gen Hermadand
Das „Hagenschwanz“ noch gelitten,
Und „was daneben kommt“ — sei schäd!
Zwar „offiziell“ kennt man das nicht,
Humanität hält man für Pflicht!

Humanität auch durchzuführen
Soll drum die Pflicht der „Dbern“ sein,
Anstatt zu lassen „durchzuschmieren“
Ein harmloses Studentelein.
Das Prügeln sei „abänderli“
Hat Recht der Stadtrat Enderli. Fax.

Vom Modernisteneid.

Weitfalens Theologie-Professor'
's sind ihrer dreizehn an der Zahl —
Die täten heut entschieden besser —
Um zu heß'n sich von der Qual —
Niemand zu lieb, niemand zu leid
Zu schwör'n den Modernisteneid!

Den Zeitgenossen kommt erbärmlich
Die sündenhafte Haltung vor
Die jene zeigen heut so ärmlich,
Die weisen sonst aufs Himmelstor,
Kein Stern, der leuchtet' uns in Münster,
Die Alma mater steht stockfinster!

Ja, Männer braucht's zu diesen Zeiten,
So hochgelinnt als rückenstark,
Die für der Freiheit Sache streiten
Mit ihrem ganzen Lebensmark.
Ach! Münster zeigt uns deren nicht —
Erlöschen ist kein Kirchenlicht! Fax.

Seine Ansicht.

Graf von Pintenbun: „Sehen Sie, diesen
gewaltigen Weinberg hat mein Ahne
jenem Kloster zu schenken gelobt, als er
einmal in schrecklicher Not und Bebräng-
nis war.“ Tourist: „Himmelsakara, muß
der aber einen Mordsbursch gehabt haben.“

Die Zürcher Millionäre.

Neunundzwanzig Millionäre
Gibts in Zürich; keinen mehr?
Donnerwetter! So was wäre
Sonderbar und dieses sehr.

Dem Verstande eines Kindes
wird doch stündlich offenbar:
Dreimal neunundzwanzig sind es
Oder mehr noch, das ist klar.

Mancher Mann, ein Kröös ist er,
Der im Leben nie sich lumpet.
Bloß im Steuerungsregister
Sieht er aus wie leergepumpt.

Dies geschieht, ich kanns beteuern,
Heutzutage in jeder Stadt,
Weil kein Reicher gern will steuern,
Wenn er noch so vieles hat. Wau-u!

Seegförne 1911.

Schneidend bläst der Wind vom Norden,
Unterm Fuße knirscht der Schnee,
Noch zwei Tage dieses Wetter
Und dann „schlöpft's“ den Zürichsee.
Also steht es in der Zeitung
Und zwar deutlich schwarz auf weiß.
Längs den Ufern steht man täglich,
Gewundrige schon auf dem Eis.
Wenn sie elend dann versinken,
Sind sie ganz alleine Schuld,
Denn auch hier heißt's, wie in allem:
„Liebe Mensch, dich in Geduld!“
Auf die prophezeite „Gförne“
Freut sich riesig Jung und Alt,
Und es wünschen viele Herzen:
„Würd es nur recht bißig kalt!“
Ja sogar ergraute Leute
Schau'n die rost'gen Schlittschuh an,
Denken auch noch mitzutänzeln
Auf der flotten Gratisbahn.
Und auch bei der lieben Jugend
Ist die „Gförne“ sehr beliebt,

(„Die dumme Gans könnte auch ihre Kleiderschleppe aufheben. Man riskiert dabei immer hinzufallen und sich Arm oder Beine brechen.“)

Beim Arzt in der Sprechstunde.

„Ja, die Leber ist ein wenig zu groß. Auch die Nieren sind etwas angegriffen. Hih!, wahrscheinlich ein bißchen zu flott gelebt?“

(Der Mensch ist total ruiniert und die Nieren ganz pfutsch, natürlich, das kommt von dem unmäßigen Sausen!“)

In der Gesellschaft:

„Ach meine Gnädigste, wie herrlich Sie aussehen, Sie blühen heute wieder wie eine Rose.“

(„Sapperlot, hat sich die alte Schachtel heute wieder angestrichen und gepudert!“)

Auf der Promenade:

„Ach, das trifft sich ja herrlich, Sie gehen auch den gleichen Weg wie ich?“

(„Schokoladelement, ist der fade Gack jetzt wieder um den Weg. Ich wollte, er wäre wo der Pfeffer wächst!“)

Im Modemagazin.

„Darf ich Ihnen vielleicht noch Einiges zeigen, mein Fräulein? Vielleicht finden Sie doch noch etwas Paßendes.“

(„Jetzt habe ich wegen dieser edelhaften Nörglerin fast schon alle Fächer und Schubladen ausgekramt und nichts ist ihr recht!“)

Auf dem Kasernenhof.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

(„Jawoll ja, der chaibe Galöri chan mer bloße!“)

Auf dem Balte.

„Ach Fräulein, haben Sie ein reizendes Füßchen!“

(„Und dabei trampet mer das Kamel hym letzte Walzer grad uf mys Negerstenaug!“)

Im Briefkasten einer Wochenzeitung:

„Leider passen Ihre reizenden Sachen nicht in den Rahmen unseres Blattes, zu unserem größten Bedauern u. c.“

(„Teufel noch einmal! Wie kann man nur die Kurage haben, solchen Mist und Blödsinn einzusenden? Schade ums Porto und die Zeit!“)

E Hülf i d'r fleischnot.

Mehrgötterli: Pappe, Du muescht Di
nüd e so ufrege wäge dem argentinische
Fleisch.

Pappe: Ja, wa wofschst au Du verstah!

Töchterli: Woll, woll! Säg mer jetzt nu:

Git's i d'r Schwyz viel Muni?

Pappe: Grüeg hät's, wenn's nu nüd e so
tüür wäret.

Töchterli: I lise da grad, daß d'r Weh-
dokter Meier z'Vade unne es Trächti-
gkeitsmittel für d'Rüch erfunde hätt. Er
git alli Garantie dertür und 's ischt
schüüli billig.

Pappe: Wa hätt dann das mit dem argen-
tinische Fleisch z'tue?

Töchterli: He, i hani gemeint, wenn das
Mitteli e so guet wär, bruchti me ja
keini Muni meh und dann würdits vor
em sälber wohlfeiler. Gäll Pappe?

W. W. Rh.

Lied eines deutschen Theologie-Professors

Deutschland ist für den Pontifex

Die schönste Augenweide,

Trotz motu proprio-Geklex

Nahm er uns Professoren ex

Vom Modernisteneide.

Und wer noch kirchlich funktioniert,

Ist nicht befreit und dispensiert —

Halli, hallo!

Vom Modernisteneide.

Darum entlagt als braver Mann

Ich jüngst dem Kirchenkleide;

Denn ein Gelehrter bleib ich dann

Und frei von allem Geistesbann,

Dem Modernisteneide.

Doch ach! Wer auf den Papst vertraut,

Hat sicher auf den Sand gebaut!

Halli, hallo!

Bald sitzt er in der Kreide!

Denn einen Jesuitenstreich

Erfann zu meinem Leide

Der Herrlicher übers Christenreich

Und morgen wank ich windelweich

Zum Modernisteneide.

Ein jeder, dem der Hunger droht

Entflieht der Armut und der Not —

Halli, hallo!

Zum Modernisteneide!

Was uns Papachen jüngst versprach

Zu unrer großen Freude,

Verklauliert er hintennach:

„Auf, Widerpenstiger, laufe, nach —

Zum Modernisteneide!

Zwar — dispensiert hab ich dich schon;

Doch schwörst du nicht, — paß auf, mein

Beil dich, fort zum Eide! [Sohn!]

Der ich nach Wissensschatzen ging

Auf Petri grüner Weide

Und meine Nahrung stets empfing —

Weß Brot ich eß, deß Lied ich sing

Im Modernisteneide.

Das also nennt man dispensiert

Wenn uns der Papst doch dirigiert —

Halli, hallo!

Zum Modernisteneide!

Cux.